

Anfänge

„I was born in a drum.“ Das stimmt so nicht ganz: Ich erblickte das Licht der Welt am 12.2.1965 um 16.02 Uhr im Krankenhaus Essen/Frintrop. Da ich damals schon einen ziemlichen Dickkopf hatte, hatte man Mühe, mich durch den Geburtskanal ans Tageslicht zu ziehen. Eine Zange half dem diensthabenden Arzt, indem er sie an meinen Schläfen ansetzte und so lange daran zog, bis ich heraus flutschte. Das hatte allerdings Auswirkungen. Man konnte die eingedrückten Stellen an meinem Kopf noch Jahre nach der Geburt sehen, sodass ich vermute, dass diese Zangengeburt auch dafür verantwortlich ist, dass ich in meinem Oberstübchen nicht ganz normal ticke. Wahrscheinlich wurde mein kleines Gehirn zusammengedrückt. Schon früh war erkennbar, dass ich chaotische, grobmotorische Züge an den Tag legte. Laut, barsch und um Anerkennung ringend, ging ich meiner Umwelt auf die Nerven. Wenn eine Kamera auf mich gerichtet war, schnitt ich damals schon die fiesesten Grimassen. Wenn ich etwas haben wollte, schrie ich so lange, bis ich es bekam. Wenn mich im Sandkasten ein anderes Kind ärgerte, bekam es meine Plastikschaufel zu spüren. Auf der anderen Seite konnte man auch schon meine kreative Ader erkennen. Da meine Eltern viel und vor allem klassische Musik hörten, konnte ich komplexere Stücke mitsummen, noch bevor ich zu laufen begann. Mein Vater, ausgebildeter Pianist, übte zuhause intensiv Klavier. So hatte ich schnell die verschiedensten Stücke im Ohr. Aber auch Gitarre und Bass standen bei ihm auf dem Übungsplan. An den Wochenenden war er mit seiner Tanzband „Die Schabos“ unterwegs. Parallel dazu gab er

bei uns zuhause privat Gitarrenunterricht. Klein Dominik stand dann immer vor der verschlossenen Wohnzimmertür und hörte dem musikalischen Treiben zu. Auch rockigere Sachen wie die „Woodstock“-Alben, „Hair“, „Les Humphries Singers“, „Beatles“ oder „Ekseption“ konnte man im Hause Hülshorst in voller Lautstärke vernehmen. Mein Vater besaß eine leistungsstarke Technics Stereo-Anlage, mit der er die Familie und die Nachbarschaft unterhielt. Meine Mutter, die kein Instrument spielte, war eher für die pragmatischen Dinge und die Erziehung der Kinder zuständig. Denn anderthalb Jahre nach meiner Geburt kam meine Schwester zur Welt. Der Vier-Personen-Haushalt hielt meine Mum auf Trab. Damals war es nicht üblich, dass die Mütter berufstätig waren, sondern als Hausfrau fungierten. Bis Ende der 70er war es gesetzlich sogar so geregelt, dass die Ehefrau, wenn sie außerhalb ihres Hausfrauendaseins arbeiten wollte, den Mann um schriftliche Erlaubnis bitten musste. Mein Vater war daher alleine dafür verantwortlich, das Geld heranzuschaffen. Er arbeitete als Elektroniker in einer Fabrik, die Röntgengeräte herstellte und hatte ein normales Einkommen. Wir konnten keine großen Sprünge machen, aber zum Leben für die vierköpfige Familie reichte es. Wir wohnten in der zweiten Etage eines dreistöckigen Altbaus in der Ingelheimer Straße in Essen Frohnhausen, die Familie meines Onkels wohnte parterre. In der ersten Etage lebte ein schrulliger, meistens Schnaps trinkender Opa. Es gab einen Garten auf der Rückseite des Hauses inmitten eines Häuserblocks, den man nur durch den gemeinsamen Keller erreichen konnte. Bei gutem Wetter hielten wir Kinder uns entweder im Garten oder auf der Straße auf. Handys, Computer, geschweige denn Spielekonsolen gab es

zu der Zeit noch nicht, und so fanden die Aktivitäten meistens im Freien statt. Entweder wir spielten mit Spielzeugautos auf den selbstgebauten Straßen, die wir mit einem ausgedienten Eisstiel in die Erde der an den Straßen angepflanzten Bäume zogen, spielten Quartett, lasen Comics, fuhren mit dem Fahrrad durch die Gegend oder spielten Fußball. Das Leben in den 70ern war lange nicht so luxuriös wie heute. Wir waren glücklich, hatten aber mit ein paar Widrigkeiten zu kämpfen. Zum Beispiel hatten wir, wie so viele Haushalte damals, keine Zentralheizung. Stattdessen waren Kohleöfen die Regel. Das bedeutete, man heizte mit Eierkohlen. Die mussten allerdings erstmal in den Ofen, geschweige denn ins Haus gebracht werden. Zweimal im Jahr kam eine Kohle-Lieferung. Ein Lastwagen brachte eine Tonne Eierkohlen und schüttete sie vor unsere Haustüre auf die Straße. Diese mussten wir dann in den Keller schaufeln, der eine extra dafür vorgesehene Öffnung hatte. Danach trugen wir mit einem großen Eimer die entsprechende Kohlenmenge, die man brauchte, um einen Tag zu heizen, in die zweite Etage und befüllten den Ofen damit. Primär wärmte man so ein Zimmer. Die restlichen Zimmer in der Wohnung blieben relativ kühl. Mein Zimmer war unglücklicherweise in der dritten Etage, die gar keinen Ofen enthielt. Das bedeutete, dass ich temporär mit einer elektrischen Standheizung meinen Raum erwärmte. Temporär deshalb, weil es viel zu teuer war, eine Heizung, die mit Strom betrieben wurde, permanent laufen zu lassen. Nachts war sie ausgeschaltet. Wenn ich im Winter morgens in meinem Hochbett aufwachte, waren Eisblumen an den Fenstern, zudem konnte ich aufgrund der Kälte meinen eigenen Atem sehen. Eine Lösung für viele Haushalte, die der gleichen

Problematik ausgesetzt waren, waren Heizdecken oder Wärmflaschen, die man ins Bett legte, um so zumindest ein warmes Bett zu haben und nicht frieren zu müssen. Eine andere Widrigkeit, die es heute nicht mehr gibt, war, dass nicht alle Haushalte Duschen oder Badewannen besaßen. In unserer Wohnung war nichts dergleichen verbaut. Das bedeutete, dass wir zu unseren Großeltern gehen mussten, die zwei Straßen weiter wohnten und eine Badewanne hatten, um uns vernünftig kultivieren zu können.